

Die Phrase

Autor(en): **Stebler, J.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Freidenker [1956-2007]**

Band (Jahr): **50 (1967)**

Heft 5

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-411495>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

führte Bürgermeister Knipperdolling stirbt nach der Eroberung Münsters durch das bischöfliche Heer auf dem Rad, er war naiv und gläubig und muss nun seine Dummheit büßen. Der Verführer aber findet sich auf gleicher Ebene mit den Fürsten und Bischöfen, deren Treiben er komödiantenhaft gespielt hat und wird mit einer Rekordgage in die Theatertruppe des Kardinals aufgenommen. Bei all dem stösst Dürrenmatt immer wieder in den sozialen Hintergrund der Glaubenskämpfe hinein, wie auch das Bekenntnis lautet, katholisch, lutherisch oder wiedertäuferisch, die an der Spitze lassen es sich gut gehen und ergeben sich einem dolce vita auf Kosten der breiten Massen, die leiden und hungern müssen. Religionsbetrieb als Methode der Ausbeutung, die enge Verwandtschaft zwischen Klerikern und Komödianten, das ist es, was Dürrenmatt in seinen «Wiedertäufern» genial und zugleich tief menschlich aufs Korn nimmt. Ein tapferes Stück, das vor keinem Tabu zurückweicht.

W. G.

Die Phrase

Sie ist die geistige Nahrung gedankenloser Leute, der Unsinn, den sie für bare Münze nehmen.

Phrasen sind ein nichtssagendes schönes Wortgeklänge, das darüber hinwegtäuschen soll, dass die Gedanken fehlen oder hohl sind. Sie entstammen meist dem Wortschatz des Volksredners und dienen dazu, das Wesentliche zu verschleiern oder zu verschweigen. Wer sich Phrasen gefallen lässt, braucht sich nichts zu denken dabei; das schon die Tätigkeit seiner Gehirnschubstanz und befriedigt zugleich seine bescheidensten Ansprüche: er bebrauscht sich an ihnen.

Schon die übliche Bezeichnung des Phrasendreschens deutet daraufhin, dass es sich hier um eine Routineangelegenheit handelt. Man nimmt ein paar wirkungsvolle Schlagworte und lässt sie an einer patriotischen, politischen, wirtschaftlichen oder religiösen Sauce garkochen; das ergibt die abgeschliffenen Münzen, mit denen man die Hunde zahlreich hinter dem Ofen hervorlockt.

Zur Phrase wird auch der schönste Grundsatz, wenn man ihn wohl ändern verkündigt, selber aber nicht befolgt,

oder den zu befolgen überhaupt unmöglich ist. Nehmen wir als Beispiel die so viel gepriesene und angepriesene Feindesliebe. Nun, ich wüsste keinen einzigen ihrer Verkündiger, der seine Feinde so recht von Herzen liebte. Der Durchschnittsmensch strotzt von Eigenliebe und fühlt sich kannibalsch wohl dabei; deshalb fällt ihm schon die Nächstenliebe schwer und verlangt von ihm einige Anstrengungen; da soll man ihn noch mit Feindesliebe behelligen?

Phrase ist, wenn hinter einer Aeusserung nichts oder das Gegenteil dessen steckt, was sie aussagen sollte, oder wenn längst abgedroschene Gemeinplätze bis zum Ueberdross beackert werden, weil es leichter ist, das, was einst ein Gedanke war, wiederzukäuen statt einen neuen Gedanken hervorzu bringen. Durch das Wiederkäuen kann der trefflichste Gedanke entstellt und ungeniessbar werden. Aber das Wiederkäuen ist bequem; das weiss jede Kuh.

Als beliebte und zugkräftige Phrasen erwiesen sich immer wieder die Begriffe Friede, Freiheit, Vaterland. Vaterland bedeutet das Land der Väter und Vorfahren, könnte also richtigerweise als Heimat bezeichnet werden. In Wirklichkeit ist es ein von bestimmten Landesgrenzen umschlossenes kleineres oder grösseres Gebiet, das zu lieben man die Pflicht hat, weil man zufälligerweise den Bürgerbrief des betreffenden Territoriums besitzt. Das Heimatgefühl bleibt, es ist angeboren; das Vaterlandsgefühl kann wechseln; es ist angelernt.

Zur Verdeutlichung: da kam ich einst mit einem Bürger von Pula (Istrien) zusammen. Dessen «Vaterland» war bis 1918 Oesterreich-Ungarn, von 1919 an Italien und ab 1947 Jugoslawien. Der gute Mann hat also drei Vaterländer und weiss bloss nicht recht, welches er nun eigentlich lieben soll. Und nach dem nächsten Krieg wechselt er das augenblickliche Vaterland wieder, je nach Gutfinden des Siegers, falls ein solcher übrigbleiben sollte. Bei den Elsässern ist es ähnlich: mal sind sie Deutsche, mal Franzosen. Mal sollten sie den Heldentod für das deutsche, mal für das französische Vaterland sterben, obschon sie lieber weiterlebten. Die Erde ist ein grosses und reiches Mutterland, die Menschen aber machten Vaterländer aus ihr. Sie stritten sich um die nahrunggebenden Weide-

plätze, und wo einer seinen Nächsten totschlug um den Besitz einer Handvoll Land, da baute er eine Mauer um dieses Land herum. Diese Mauer nannte er Grenze, und das gestohlene Stück Muttererde bezeichnete er als Vaterland.

Während man beim Wort Heimat unwillkürlich an Frieden denkt, ist der Begriff Vaterland mit Krieg verknüpft. Das Vaterland ist immer in Gefahr, angegriffen zu werden. Um dieser Gefahr vorzubeugen, greift man andere Vaterländer an. Ein Grund dafür findet sich immer, und wenn sich keiner finden sollte, bringt man dem unterdrückten Nachbar mit Napalmbomben und andern Argumenten Friede und Freiheit. Die Freiheit in politischem Sinne, phrasenlos ausgedrückt, bedeutet Unabhängigkeit des Staates und Selbstbestimmungsrecht des Volkes wie auch das Recht aller Staatsbürger an der Ausübung der Staatsgewalt. Sehr klar, sollte man meinen, aber in Wirklichkeit stellt sich jeder etwas anderes darunter vor: das, was ihm nützt, oder von dem er wenigstens glaubt, es sei ihm nützlich. Es gibt in der Politik nicht die Freiheit, sondern das Zerrbild, das sich jeder von ihr macht. Bringt man den Menschen nicht dazu, sich für das Vaterland allein abschlachten zu lassen, so nimmt man die Freiheit zu Hilfe, auch Gott kann da sehr wertvoll sein: wen sollte es nicht zur Schlachtbank drängen, wenn es gilt, für Gott, Freiheit und Vaterland, also für die höchsten Güter und Ideale, zu sterben. Man nimmt auch etwa das Selbstbestimmungsrecht der Völker zu Hilfe; dieses gilt aber nur, wenn es dem Stärkern nicht in die Quere kommt. Kleine Völker dürfen über ihr Schicksal nur so bestimmen, wie es den Grossen dieser Welt ins politische Konzept passt. Fällt es ihnen ein, eigene Wege zu gehen, werden sie von den Grossen «befriedet». Diesen sei aus den Briefen Friedrichs des Grossen ins Stammbuch geschrieben: «Durch jeden Schlag nach einem schwächeren Feind entehrt man sich.»

Um Phrasen handelt es sich bei allen jenen geflügelten Worten, die den Krieg verherrlichen, und seien sie schon in der Antike ausgesprochen worden. Aus dem vierten Jahrhundert stammt die Weisheit: «Willst du den Frieden, so rüste zum Krieg», und sie wird heute noch überall nachgebetet, obschon es endlich dem Dümmersten

klargeworden sein müsste, dass, wer zum Krieg rüstet, den Krieg und nicht den Frieden will. Eine ähnliche Phrase gab schon Heraklit von sich: «Die Seelen derer, die im Krieg gefallen, sind reiner als derer, die an einer Krankheit gestorben sind.» Wer sich da nicht für den sogenannten Heldentod begeisterte!

Je grösser die Worte, um so weniger steckt dahinter. Aber die urteilslose Masse fragt nicht, was dahintersteckt. Gewiss, Freiheit, Friede, Vaterland und so weiter sind an sich keine Phrasen, sie werden es aber dadurch, dass man sie gedankenlos nachplappert, auch wenn sie längst den gegenteiligen Sinn ihres Wortbegriffes haben und nur dazu dienen, Leidenschaften aufzustacheln. Vereinfacht gesagt, alles, was dem Menschen reklamegleich eingehämmert wird, ist Phrase.

Nicht gerade schön, aber immerhin verzeihlich finden wir die Phrasen, die etwa an Bestattungen fallen. Um Taktlosigkeiten zu vermeiden, also um nicht unangenehme Wahrheiten sagen zu müssen, greift man notgedrungen zur Phrase; man kann sich damit ganz unverbindlich über manch Peinliches hinwegsetzen. Hauptsache: man tut damit niemandem weh, aber vielen Leuten wohl. Wenn ich Pfarrer wäre oder wenn ich nur den Text einer Abdankung, sei es in christlichem oder

freigeistigem Sinne, abfassen müsste, ich käme wahrscheinlich auch nicht ohne Phrasen aus. Immerhin, diese richten keinen Schaden an.

Wir Freidenker und die Phrase, also das Wort, hinter dem kein klarer Begriff steht: haben wir sie wirklich überwunden? Die religiöse gewiss, aber alle andern? Wie oft hört man von guten, überzeugten Freidenkern in der Auseinandersetzung mit weltanschaulichen Gegnern die Behauptung, sie seien durch wissenschaftliches Denken zu ihrem Freidenkertum gekommen. Das dürfte aber bei den wenigsten der Fall sein. Sie begründen ihren Atheismus viel weniger mit wissenschaftlichen als mit emotionalen Argumenten. Die Wissenschaft, auf die sie sich berufen, ist doch meist nur ein bestimmtes gutes Allgemeinwissen, das, wenn es als Wissenschaft ausgegeben wird, eben auch hohl und somit phrasenhaft klingt. Auf der Suche nach Wahrheit aber muss die Phrase ausgeschaltet werden; sie hindert das klare Denken. Wer sich von Phrasen beeindrucken lässt, ist nicht zuverlässiger, als wer solche von sich gibt.

«Der Groschen, den jeder betatzt,
Wird glatt,
Das edelste Wort, das jedermann
nachschatzt,
Wird platt.»

(Will Vesper: Rufe in die Zeit)

J. Stebler

vor der Zeitrechnung weltanschaulich neutraler und damit für jedermann – ob Christ oder nicht – akzeptabel?

Das ist sicher so, und dies dürften die «Zürcher Nachrichten» selber auch wissen. Warum also die Kritik der «Zürcher Nachrichten», wenn Nichtchristen (die russischen Aussteller) von einem Datum ohne Christus sprechen? Warum sollen Leute, die nicht an Gott glauben, Zeitangaben vor und nach Christus verwenden? Warum sollen die eigenen Gläubigen vor dem «schweren Fehler» bewahrt werden, die **neutrale** Bezeichnung 200 Jahre vor der Zeitrechnung zu verwenden?

Die auffällige Reaktion der «Zürcher Nachrichten» auf diese Kleinigkeiten der Zeitbestimmung lässt aufhorchen und gibt uns deutlich zu merken, dass etwas viel Grösseres, Wichtigeres dahinter stecken muss, als der unbefangene Dritte anfänglich meint.

Ja! – Sie haben es gemerkt, es geht im Grunde um die Allgegenwart des christlichen Gottes!

Wir wissen es ja, Gott gibt es nicht, und weil es Gott tatsächlich nicht gibt, kann er sich auch nicht bemerkbar machen und auch niemals «allgegenwärtig» sein. Dass Gott in Wort, Schrift und daraus ergebend in Gedanken «da ist» – dazu bedarf es immer der Handlungen des Menschen selber, der offenen und oft auch diskreteren Nachhilfe des Menschen. Damit Gott «allgegenwärtig» ist, muss Christus wo immer möglich erwähnt, gezeigt oder angedeutet werden, immer wieder, möglichst oft, vielfach und immer, immer wieder! Eine dieser unauffälligen Möglichkeiten, Gott zu erwähnen, sind die Zeitangaben. Eine Schlacht Julius Cäsars oder eine wundervolle griechische Statue hat mit dem menschlichen Begriff «Jesus Christus» nichts – gar nichts zu tun. Wieso man aber bei den Zeitangaben «Christus» erwähnen soll, das ist nun hinlänglich klar geworden. Wir sehen, dass der Artikelschreiber der «Zürcher Nachrichten» von **seinem** Standpunkt aus gesehen psychologisch recht hat, seine Haltung kann auch durchaus eine **bewusste** Taktik sein . . . Von unserem **sachlichen** Standpunkt aus gilt das Gegenteil: Wo selbst der überzeugte Christ sich mit Materiellem-Tatsächlichem befasst, **ohne** von Gott zu reden und zu denken – **da hat die Wahrheit ein Stück weit gesiegt!**

Blitzlicht

Die Kleinigkeiten der grossen Zeitrechnung

Die «Zürcher Nachrichten» haben sich vor einiger Zeit in einem Artikel auf der ersten Seite über die Zeitangaben geäussert. In einer russischen Ausstellung in Zürich waren die Angaben über die Werke mit Zeitangaben wie 200 Jahre vor der Zeitrechnung, 400 Jahre nach der Zeitrechnung versehen. Das war der Grund für jenen Artikel. Die katholische Zeitung würde lieber sehen, wenn angegeben wird 200 J. v. Chr. und 400 Jahre nach Christi Geburt. Seit jenem Artikel um die Jahreswende sind aber in der weiteren Presse Ausführungen gläubiger Christen immer wieder erschienen, die den Nachweis zu erbringen versuchen, die Geburt des Jesus sei nicht im Jahre Null unserer Zeitrechnung, sondern eher 7 Jahre später erfolgt. Wollten wir uns also nach den Weisungen der «Zürcher

Nachrichten» und den «neuesten Forschungen» richten, so müssten wir konsequenterweise jetzt vom Jahre 1960 nach Christus sprechen. An unserem Kalender müsste aber nicht nur die Jahreszahl geändert werden, sondern auch die Monate und Tage. Die alte und die neue Meinung mit der Differenz von 7 Jahren sind aber nur zwei hauptsächliche Standpunkte, es gibt noch weitere – nicht minder heftig vortragene Meinungen hierüber . . .

Viel einfacher ist es da schon ganz selbstverständlich bei der Zeitrechnung zu bleiben. Trotz ihres Artikels geben denn auch die «Zürcher Nachrichten» ihr Datum weiterhin ohne Christus an . . .

Warum also dieser Artikel gegen die Freunde der Zeitrechnung ohne Christus? Ist nicht die Angabe 200 Jahre